

Zeitschrift: Heimatekunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 66 (2009)

Artikel: Kurt Steinmann
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Steinmann

Im ersten Buch der *Odyssee* hat der Dichter der Sehnsucht des Menschen nach Heimat in einem unvergesslichen Bild Ausdruck gegeben: Die Nymphe Kalypso hält Odysseus auf der einsamen Insel Ogygia zurück,
*«den Armen, der jammert, /
 und berückt ihn stets mit linden und
 schmeichelnden Worten, /
 dass er Ithaka ja vergesse; aber
 Odysseus, /
 der sich sehnt, auch nur den Rauch
 aufsteigen zu sehen /
 in seiner Heimat, wünscht sich den
 Tod . . .»*

An das Wiedersehen mit seinen Lieben wagt der göttliche Dulder gar nicht mehr zu denken, ein Zeichen des Lebens seiner Heimat Ithaka zu sehen, bedeutet ihm schon höchste Erfüllung. Er darf dann sicher sein, dass das Leben dort, wohin all sein Sehnen gerichtet ist, weitergeht, und das muss genug sein. 2700 Jahre später schreibt Bertolt Brecht das Gedicht *Der Rauch*:

*Das kleine Haus unter Bäumen am See.
 Vom Dach steigt Rauch.
 Fehlte er
 Wie trostlos dann wären
 Haus, Bäume und See.*

Wo Rauch, da Feuer. Wo Feuer, da Menschen. Wo Menschen, da ist Wärme möglich. Wärme gegen das innere und äussere Frieren. Die einladendste Idylle entbehrt des Trostes – und wer braucht



nicht Trost? – wenn der Mensch fehlt, der Wärme schaffen kann.

Homer und Brecht: Für den einen ist die Sehnsucht nach der Heimat durch kein Zaubermittel auszulöschen, für den andern ist die heimeligste Landschaftsidylle unheimlich, wenn nicht Menschen Menschlichkeit schaffen.

Zu den Wörtern der deutschen Sprache, die im Grunde nicht in fremde Sprachen übersetzbar sind oder dann nur mit Hilfe von Lehnübersetzungen oder gelehrten Neubildungen, gehört «Heimweh». Das Gefühl selbst ist natürlich so alt wie die Menschheit – wer sehnt sich nicht, wenn er im «Elend» ist, dass heisst wörtlich «im andern Land», «in der Fremde», zurück in seine Heimat? Darum erstaunt es, dass ein Wort für «Heimweh» weder griechisch noch lateinisch vorhanden ist, und auch im germanischen Bereich mussten andere Vo-

kabeln wie «Jammer» oder «Sehnsucht» diese schmerzliche Empfindung bezeichnen. Bei Adalbert Stifter ist das schöne Wort «Rückliebe» zu finden.

Das Wort «Heimweh» geht von der Schweiz aus, wenn auch der früheste Beleg sich beim Deutschen Justus Georg Schottel findet (1612–1976). Bei Schweizern hat man offenbar zuerst die Sehnsucht nach der Heimat in besonderer Stärke beobachtet, vielleicht, weil sie häufiger als Angehörige anderer Völker die Heimat verliessen. Das Heimweh, die Sehnsucht nach Bergen, Kuhreihen und Alphorn, trat bei ihnen jedenfalls so heftig auf, dass dieser Mangelzustand als eine Krankheit empfunden wurde. Und da eine Krankheit einen wissenschaftlichen Namen haben muss, so nannte man sie *Nostalgia* (auch *Pathopatriidalgia*), so in der Schrift des Basler Arztes Johannes Jakob Harder »Dissertatio medica de Nostalgia oder Heimwehe oder Heimsucht« von 1678.

Die Vokabel «Nostalgie», griechischen Ursprungs, besteht aus den beiden Bestandteilen «nostos», «Heimkehr» und «algos», «Schmerz», heisst also «Schmerz über (verwehrte) Heimkehr». Zu »nostos« gehört ein Verb «neomai», «zurückkehren», das mit «ge-nesen» verwandt ist. «Genesen» heisst demnach «heimkehren» (zur Gesundheit).

Eine Heimat zu besitzen, gehört demnach zu den Voraussetzungen psychischer Gesundheit. Heimatlos sein be-

deutet krank sein. Die Sehnsucht nach einer Heimat stellt sich jeweils dann drängend ein, wenn man ihrer verlustig gegangen ist oder sie zu verlieren droht. Wer einer Heimat teilhaftig ist, denkt in der Regel nicht über seine Heimat nach, wie dem Gesunden Krankheit nicht das dringendste Problem ist.

36 Jahre habe ich in Willisau gelebt. Ich betrachte das Städtchen und seine Umgebung als meine Heimat, Heimat im Sinne eines Ortes, der die Seele gültig und dauerhaft geprägt hat. Diese Erkenntnis von meiner Grundprägung durch die hiesige Landschaft und seine Bewohner ging mir natürlich erst später auf, nachdem ich mich davon entfernt hatte. Paradoxerweise schafft oft erst Distanz Nähe. Je älter ich werde, desto pittoresker und näherer Betrachtung würdig erscheint mir das Städtchen – der Diminutiv als Zärtlichkeitsform –, und die es umgebenden Hügel und Wälder kommen mir immer schöner und verlockender vor.

In Willisau begegneten mir die ersten Labyrinth. Hier wurde ich geboren, hier habe ich fast die Hälfte meines Lebens verbracht. Doch halt! Vielleicht liegt mein Urerlebnis des Labyrinths weiter zurück. Die ersten Monate meines Daseins musste ich im Berner Inselspital verbringen, immer in Gefahr, gleich wieder von der Bühne des Lebens abzutreten, ohne auch nur die geringsten Spuren zu hinterlassen. Und dort, auf der Intensivstation, werde ich

inmitten all der Maschinen, Schläuche, Kabel und Betten zum ersten Mal diesen ohnmächtigen Schauer der Orientierungslosigkeit verspürt haben, natürlich, ohne dass dieser die Schwelle des Bewusstseins erreicht hätte. Auch die endlosen Gänge, Treppen und verwinkelten Nischen werden sich mir eingepägt und damit meinen Charakter geformt haben (Charakter bedeutet ja «Gepräge»). In Bern machte ich die erste Bekanntschaft mit dem Labyrinth – wie Friedrich Dürrenmatt, der am tiefsten über das Labyrinth nachgedacht hat.

Dann die Labyrinth in Willisau. Für ein Kind, das die Umgebung und dann sich entdeckt, vergrössert sich auch eine kleine Welt ins Ungeheure. Die grosse Hauptstrasse hatte nichts Bedrohliches an sich, war überschaubar und mit dem Oberen Tor und mit der Verengung im östlichen Ausgang – das Untere Tor war ja noch nicht wieder aufgebaut – klar begrenzt. Es gab die Sonnseite, die ich stets bevorzugte, und die südwärts gelegene Schattseite, düster und geheimnisvoller mit dem alten Schlachthaus.

Klar geordnet war das Städtchen mit den drei Brunnen, die der langen und breiten Strasse Halt gaben beziehungsweise mir, dem Knirps, Orientierungsmarken boten. Das Städtchen schien also wenig Rätselhaftes zu bergen – mit einer Ausnahme: das Obere Stadttor. Glaubwürdige Zeugen berichten, ich hätte während mehr als einer Stunde vor dem Tor gestanden und aus Leibes-

kräften zum verschlossenen Fenster hinaufgerufen: «Schtadttier, chom use!» Ich glaubte also an die reale Existenz dieses an der Fasnacht auftretenden Ungeheuers mit seiner feuerroten Zunge und war mir sicher, es zum Verlassen seines Verlieses bewegen zu können. Was ich dann, wenn es meinen Bittruf erhört hätte, gesagt haben würde, hätte ich natürlich nicht angeben können. Vielleicht war es eine Mutprobe, vielleicht wollte ich auch einfach einmal herausfinden, was es mit diesen Monstern aus den Sagen, Märchen und dem Brauchtum auf sich hatte. Jedenfalls verlief in meinem Bewusstsein keine deutliche Grenze zwischen Realität und Mythos. Vielleicht wurzelt meine Liebe zur griechischen Mythologie in der Begegnung mit diesem hinterländischen Oger und andern furchterregenden Ungetümen. Sicher hingegen ist, dass meine Liebe zur Schönheit und strengen Ordnung der lateinischen Sprache durch den grundgescheiten und lebenswürdigen Professor Bühler, «Baschi» genannt, geweckt wurde, und meine Begeisterung für die altgriechische Sprache und Kultur sich am hinreissenden und streng fordernden Unterricht von Rektor Dilger entzündete. Die Mittelschule hatte ausgezeichnete Lehrer, denen ich vieles verdanke.

Labyrinthisch waren für mich hingegen die Hintergasse, und, etwas weniger, der Grabenweg. Ich getraute mich auf meinen Welterkundungen seltener in

diese Gegenden, es lebten dort Leute, die einem weniger vertraut waren und von denen man nicht genau wusste, was sie taten. Labyrinthisch kam mir auch das Gericht im alten Schloss vor mit seinen vielen Treppen, langen Korridoren, den Fresken und seltsam mutete mich seine strenge Kühle auch im heissesten Sommer an. Labyrinthisch waren auch die Wälder, der Gulpwald zumal und auch der Hirsernwald, in die ich in den meiner Erinnerung nach stets schönen und lichtdurchfluteten Sommern zum Beeren sammeln eintauchte. Den Geruch und Geschmack der Heidelbeeren von damals trage ich unverlierbar noch heute in mir, ebenso das Aroma des eiskalten Süssmosts, den ich in Begleitung meines Vaters im alten «Leuen» trinken durfte, welchen Genuss ich aber, meiner Mutter unerklärlich, mit prolongiertem Bettnässen büssen musste. Zu den unvergesslichen Erfahrungen gehört für mich auch das Aufsuchen des Höhlengangs auf dem Burgberg von Schloss Kasteln, in den wir Buben gerne krochen und verschwörerisch den wohligen Schauer des Gefährlichen und Geheimnisvollen genossen. Gerne suchte ich auch die Torfweiher im Ostergau auf, in deren dunklen Wassern sich Barsche, Röteln, Karpfen und sogar Hechte tummelten, und der Wasserfall in der Hirsern kam mir mindestens so gewaltig schäumend und rauschend vor wie die Niagarafälle. Später kamen dann neue, nicht minder

herausfordernde Labyrinth hinzu, nun nicht mehr draussen zu lokalisieren, sondern im Innern sich ausdehnend, riesige Winkelgänge, aus denen schwer herauszukommen war. Die Labyrinth hiessen nun Sexualität, Glaubenszweifel und Schulangst, und Lotsen fanden sich keine, die einen Ausweg gewiesen hätten. Der Minotaurus im Innern wartete darauf, einen zu verschlingen, und keine Ariadne fand sich, den erlösenden Faden zu reichen. Früh lernte ich die verstörende Darstellung des Labyrinths bei Kafka kennen, die endlosen, verschlungenen, dunklen Gänge und Treppen, die Josef K. hinaufsteigen und durchirren musste. Was mir in meinem Innern als gestrüppreicher Irrgang begegnet war, erschien nun im Kunstwerk gespiegelt, was mich in meiner Auffassung vom labyrinthischen Charakter der Welt bestätigte und diesen zugleich auf eine geheimnisvolle Weise bannte.

Kurt Steinmann erhielt 2008 den Kulturpreis der Stadt Willisau und den Kunst- und Kulturpreis der Stadt Luzern.

Adresse des Autors:
Dr. Kurt Steinmann
Eichenstrasse 34
6015 Reussbühl